

# Wenn die Heimat ruft : Erzählung

Autor(en): **Lerber, Helene von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **221 (1942)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375142>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Wenn die Heimat ruft.

Erzählung von Helene von Verker.

Septembersonntag. An den Hängen der bewaldeten Höhenzüge, die das Emmental vom Oberland abgrenzen, wallen die Nebel unablässig auf und ab, von der Bise ruhelos hin und her getrieben; aber im Tal unten scheint die Sonne aus einem milden, klaren Herbsthimmel, glitzert in den Spinnweben, die wie feine Ketten aus Silberfligran im Buschwerk hängen, streichelt wohlgefällig die runden, roten Apfelgesichter und macht den Dahlien in den Bauerngärten Komplimente, so daß sie tief erglühen. Vom Weidland her bimmeln Ruhglocken, so sanft, so friedlich; die Tiere grasen still und zufrieden; kein Mensch würde ihnen jetzt die Aufregung ansehen, in der sie sich noch vor wenigen Wochen befanden, damals, als sie mit schmerzenden Cutern umhergingen, weil niemand da war, sie ihrer Last zu erledigen.

Hans, der halbwüchsige Bursche, der dort über den Jaun lehnt, beide Ellbogen behaglich aufstützend, weiß, daß dies einzig und allein sein Werk ist; von ihm hängt sozusagen das Wohlbefinden der ganzen Ruhherde ab. Und diese Tatsache erfüllt sein Herz mit berechtigtem Stolz. Der mürrische Zug, den er sonst zur Schau trägt, ist ganz aus seinem breiten, unshönen Gesicht verschwunden, und aus den wasserblauen Augen leuchtet eine überquellende Freude. Ja, er hat es geschafft in den letzten drei Wochen! Es war nicht leicht, sich so plötzlich von der Schuhmacherwerkstatt ins Bauerngewerbe versetzt zu sehen, zu wissen, daß man selbst zu überlegen, zu entscheiden, zu handeln hatte. Aber wenn man sich Kühn gegenüber sieht, die vor Schmerz brüllen und um sich schlagen, weil niemand sie melkt, wenn man beobachtet, wie die Mutter sich bei allem Hantieren in der Küche heimlich die Augen wischt und die kleinen Geschwister ratlos herumsehen, dann sind Überlegen und Handeln eins. Zuerst ging es ja weder besonders rasch noch auch besonders gut. Seine Hände waren des Melkens entwöhnt, und schon schwoll die Jornadoer bedenklich auf seiner Stirn, und er war eben im Begriff, den Melkstuhl zu packen und ihn gegen die Wand zu schleudern, da war es, als ob eine unsichtbare Hand ihn zurückhielte, als ob ein eiserner Wille, der stärker war als er selbst, ihn demütig niederzwang unter die widerpenstige Kuh, auf daß er von neuem beginne, die Fitzen geduldig zu streichen und dem aufgeregten Tier beruhigende Worte zuzurufen.

Das war der gleiche Wille, der ihn damals gepackt, als der Meister mit der Zeitung in der Hand in die Werkstatt getreten und ihm verkündigt hatte, es gebe Krieg draußen in der Welt, und deshalb sei es gar nicht sicher, ob nicht auch die Schweiz dran glauben und mobilisieren müsse. Wie ein Ruck war es schon damals durch seinen langen und vom raschen Wachstum noch allzu schwächtigen Körper gefahren; er war aufgesprungen und hatte seine Fäuste in der Hosentasche geballt. Da hatte der Meister gelacht: „Dich nehmen sie schon nicht; du mit deinen sechszehn Jahren bist ja noch zu jung. Bleib du schön bei deiner Arbeit!“ Und enttäuscht und einwenig beschämt hatte er sich wieder auf seinem Schusterschemel niedergelassen. Ach ja, das war das alte

Lied: nirgends so recht dabei sein! Auch zu Hause konnten sie es schaffen ohne ihn. Da waren da: Vater und der ältere Bruder und der Knecht, ein armer Verwandter der Mutter, also Hände genug für den nicht übermäßig großen Bauernbetrieb. So war man denn nach seiner Konfirmation übereingekommen, er solle zu einem Schuster in die Lehre gehen. Das könne auf alle Fälle nichts schaden. Sei er einmal älter und kräftiger, so könne man immer noch sehen.

Das war ja nun einmal nicht zu ändern, daß der Vater ihn nicht so gut leiden mochte wie seine Geschwister. An hundert kleinen Dingen hatte Hans es merken können. Wenn er als vier- bis fünfjähriger Knirps den Großen auf dem Kartoffelacker draußen das z'Veieri brachte, dann hieß es ungeduldig: „So, kommst du endlich? Das ging ja wieder einmal mit der Schneckenpost! Wir haben dir schon lang zusehen. Man muß halt nicht immer den Wolken nachgaffen, wenn man einen Auftrag hat! Da war der Christen ein anderer in deinem Alter.“ Der ältere Bruder hörte sich dieses Lob selbstgefällig grinsend an und streckte ihm hinter des Vaters Rücken die Zunge heraus. Und später, als man Zeugnisse aus der Schule heimbrachte, bekam Christen ein „Brav!“ und „Halt dich weiter gut!“ zu hören. Aber ihm deutete des Vaters Zeigefinger nach jeder schlechten Note, während er die guten einfach jedesmal zu übersehen schien. Bei den täglichen Arbeiten in Feld und Wald ging es nicht besser. „Wie stellst du dich auch so ungeschickt an!“ brummte der Vater. „Von wegen dir würden wir mit Heuen an Martini fertig. Gut, daß wir's auch ohne dich machen können.“ Da sammelte sich denn von einem Jahrlein zum andern etwas mehr Trotz an hinter Hansens eigenwilliger Stirn: wenn ich euch doch nichts recht machen kann, so ist's mir gleich, dann schafft es allein! Und mehr und mehr hatte er sich von der Mitarbeit gedrückt, wo es nur eben anging. — Die Mutter! Ja, der las er die Wünsche von den Augen ab. Für sie suchte er in den Ferien stundenlang Heidelbeeren, oder er half ihr beim Brotbacken, lief für sie zum Krämer oder zum Doktor. Sie gab ihm gute Blicke dafür, in denen fast etwas wie Abbitte lag: „Sei ihm nicht böse, dem Atti, er meint's im Grunde nicht schlimm mit dir! Der Christen ist halt der Älteste. Er liebt dich doch, bloß kann er es dir nicht zeigen.“ Er erriet die Gedanken der Mutter, auch wenn sie diese nicht in Worte kleiden konnte. Und manchmal rührte ihn ihre verhalten liebevolle Art bis zu Tränen. Aber er konnte es ihr nicht sagen. — Es war ihr hart angekommen, sie nach der Konfirmation zu verlassen; der Schuhmacher, zu dem er in die Lehre kam, wohnte in einem entfernten Dorf, und für ihn, den Hans, hatte es zu keinem Fahrrad gereicht. „Verdien dir's selbst, wenn du eins haben willst!“ hatte der Vater gesagt. Ja, bis dahin konnte noch viel Wasser den Woltsgraben hinablaufen.

Als dann tatsächlich in der Schweiz mobilisiert wurde, geschah es, daß man Hans ans Telephon in die benachbarte Wirtschaft hinüberrief. Er erkannte seines Vaters



Stimme. Wie immer gab sie ihm einen kleinen Stich ins Herz. Wie immer fauste ihm die Frage durch den Kopf: „Was habe ich wohl Dummes angestellt?“ – Auch jetzt kam es ihm nicht in den Sinn, daß der Vater etwas von ihm wollen, daß er Hilfe von ihm erbeten könnte. Aber dann geschah das Unerhörte, daß der Vater ihm befohl, so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Er und Christen und Ueli, der Knecht, sie müßten alle binnen wenigen Stunden einrücken. Man wisse nicht, was es gebe, wann sie wieder nach Hause kämen. Und während er diese letzte Bemerkung seinen sonst so ruhigen Worten beifügte, wurde des Vaters Stimme drüben, am andern Ende des Drahtes klanglos, und es war, wie wenn er ein paarmal schlucken müßte. Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Ton fort, nun sei seine, Hansens, Anwesenheit zu Hause dringend erforderlich. Er wisse ja, die Mutter könne nicht melken, und von den Nachbargütern müßten auch alle Männer einrücken. Er solle das seinem Meister sagen, der selber dienstuntauglich sei und es schon allein werde machen können in nächster Zeit.

Hans war des Telephonierens ungewohnt; diese Art, sich mit entfernten Personen zu verständigen, machte ihn unbeholfen, und wenn es nun gar der Vater war, der mit ihm redete, so konnte man nichts anderes als ein verdrücktes: „Ja, ich komme!“ hervorbringen und: „Adiö, Vater, bleib gesund!“

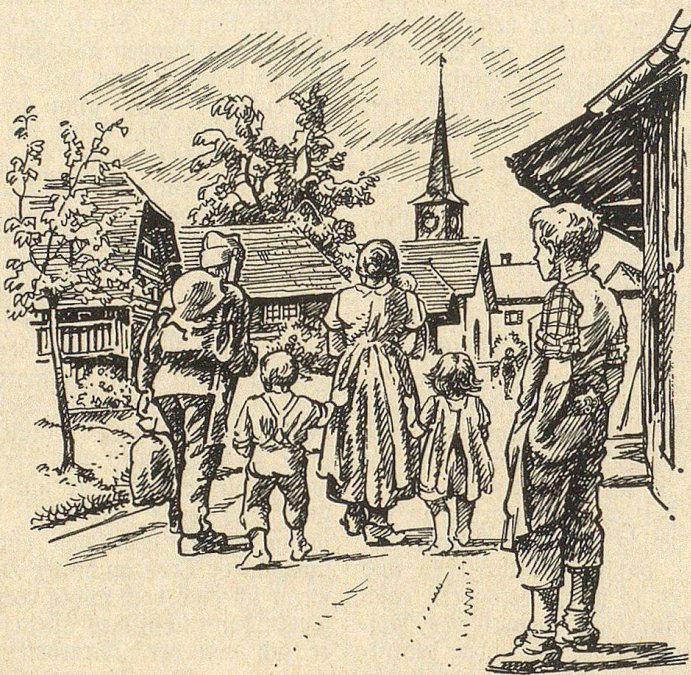
Als er das Rohr aufhängte, war es ihm, als hätte der Vater seinem Gruß noch etwas beifügen sollen, vielleicht ein „Danke!“ oder „Halt dich brav!“ Ganz mechanisch nahm er das Rohr noch einmal ab und horchte hinein. Aber da war ja natürlich die Verbindung schon längst abgebrochen.

Unter den widerstreitendsten Gefühlen kehrte Hans in die Werkstatt zurück. Freilich, jetzt, wo Not am Mann war, jetzt war er dem Vater plötzlich gut genug. Als eine Selbstverständlichkeit wurde es nun angesehen, daß er seine Lehrstelle aufgab und nach Hause kam. Aber wenn er nun nicht wollte! Warum hatte er auch dem Vater so ohne weiteres zugesagt? Was hätte er ihm nicht alles entgegenen können! Das wäre ein Augenblick des Triumphes gewesen, wenn sich dann der Vater aufs Bitten hätte verlegen müssen: „Hans, sei so lieb und komm heim! Ohne dich würde ja alles drunter und drüber gehen.“ – Und dann hätte er sich vielleicht noch ein bißchen länger kostbar gemacht, und der Vater wäre schließlich mit Versprechungen herausgerückt: „Du bekommst dafür an Weihnachten ein Velo!“ Oder: „Ich

lasse dann dafür das Radio einrichten – aber bitte, tu mir den Gefallen und komm!“ – Und jetzt nichts von dem. Der Vater hatte einfach befohlen, und er hatte von Anfang an klein beigegeben. War es nicht ärgerlich, wenn man so seine besten Gelegenheiten, die andern auch einmal einwenig unten zu halten, verpafte!

Aber dann verflogen diese bitteren Gedanken in alle Winde und machten einem neuen, für Hans ganz eigenartigen Gefühl Platz.

Als er, die Hände in den Hosentaschen, gemächlich vom Wirtshaus heimkletterte, um nur ja seine Aufregung niemand zu verraten, sah er den ersten Soldaten, der schwer bepackt, das Gewehr angehängt, die Dorfstraße hinauf marschierte zur nächsten Haltestelle des



Postautos. Neben ihm ging seine Frau, zwei Kinder an der Schürze und eins auf dem Arm. Dann und wann wischte sie sich verstohlen mit der einen freien Hand über die Augen. Niemand sprach. Auch die Kinder waren still. Beim Anblick dieser Familie durchfuhr es Hans genau so wie vor einigen Tagen, als der Meister ihm gesagt hatte, der Krieg sei ausgebrochen. Dieser Soldat da vor ihm, den er kaum dem Namen nach kannte, schenkte ihm ein neues Heimatbewußtsein, ein vorher nie dagewesenes Pflichtgefühl. So gingen sie nun überall fort von Haus und Hof, von Frau und Kind, um das kostbare Gut zu schützen, das

Gott ihnen in ihrer Heimat gegeben hatte. Sie machten dabei keine überflüssigen Worte; sie zeigten nicht, wie schwer ihr Herz war. Sie taten einfach und selbstverständlich das, was man von ihnen verlangte. Plötzlich sah er in dem Soldaten da vor sich nicht mehr den Unbekannten, sondern seinen Vater. Der war jetzt vielleicht auch gerade im Begriff, von zu Hause wegzugehen. Sichern, bedächtigen Schrittes würde er die Halde hinaufsteigen zur Fahrstraße. Er würde sich wohl kein einziges Mal umsehen nach dem Haus, das da unten so friedlich in den Obstbäumen steckte, oder nach der Wiese, auf der das Emd noch ausgebreitet lag und darauf wartete, vor dem nächsten Regenfall trocken in die Scheune gebracht zu werden. Nein, er würde zielsicher nur auf seinen Weg sehen und Schritt für Schritt gehen, wie es ihm befohlen war. – Auf einmal stieg ein mächtiger Stolz auf seinen Vater in dem jungen Burschen auf. Ja, der Atti, der war ein ganzer Mann, und solchen Männern konnte man das Wohl der Heimat getrost anvertrauen. Und wenn nun der Vater von ihm verlangte, an seinem Platz treu zu sein und der Heimat zu dienen, dann



wollte er es so tun, daß er einmal vor dem Heimkehrenden nicht zu erröten brauchte. Vielleicht, ja, vielleicht würde ihm dann der Vater auch einmal ein Lob spenden oder ihm vielleicht auch nur anerkennend auf den Rücken klopfen, so wie er es manchmal bei Christen getan. — Vielleicht — das Velo? — Aber nein! Daran will er jetzt nicht denken. Wer sich für die Heimat einsetzt, tut es nicht um eines solchen Lohnes willen!

Er konnte trotz aller guten Vorsätze nicht gleich von seinem Meister weglaufen, der jammerte, so sei es allemal: wenn man am meisten zu tun hätte, liefen einem die Lehrbuben weg. Ob denn wirklich niemand mehr zu Hause sei, der zur Sache sehen könne? Aber am nächsten Morgen mußte der Schuhmacher doch klein beigeben, als er den unbeugsamen Willen in des Jungen sonst etwas schlaffen Gesichtszügen sah. Das war etwas Neues, Ungewohntes. Was war in den Buben gefahren, daß er auf einmal so viel Rückgrat zeigte?

Und es war die allerhöchste Zeit gewesen, daß Hans den Heimweg unter die Füße nahm. Nicht nur die eigenen Rüche hatte er zu melken, sondern auch die des Nachbarn. Das Emd brachte er mit Hilfe von Mutter und Schwester noch rechtzeitig unter Dach, bevor der Regen einsetzte. Es gab so viel zu tun, daß er gar nicht Zeit hatte, darüber nachzusinnen, wie er die Arbeit anpacken sollte, um den andern dabei nicht föhlpelhaft und lächerlich zu erscheinen. Jetzt hieß es plötzlich nicht mehr: „Ach, seht doch den Hans, wie der sich ungeschickt anstellt!“ sondern man bat: „Hans, komm hilf!“ Oder: „Es sollte noch dies oder das getan sein, was meinst du dazu?“ Er spürte, daß die Mutter und die jüngern Geschwister sich irgendwie an ihn anklammerten und ihn als ihre Stütze betrachteten. Das tat so unsäglich wohl, daß der Junge bei aller Arbeit manchmal in der besten Laune vor sich hinpiff, sogar dann noch, wenn er abends vor Müdigkeit kaum mehr die Glieder regen mochte. — Und dann war auch etwas geändert in seinem Verhältnis zu den Nachbarn. Es ließ sich nicht mit Worten ausdrücken, aber es war deutlich spürbar. Er fing keine mitleidigen oder gar spöttischen Blicke mehr auf, sondern man grüßte ihn höflich und so, wie wenn er längst erwachsen wäre und man mit seiner Meinung rechnete. Ja einmal kam sogar die Bäuerin von drüben, das stolze Hageggänni, und fragte: „Was meinst, Hans, wie würdest du das in meinem Fall machen?“ — Da spürte er etwas wie einen

dicken Klumpen in seinem Hals aufsteigen; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ihm das Wasser in die Augen gestiegen.

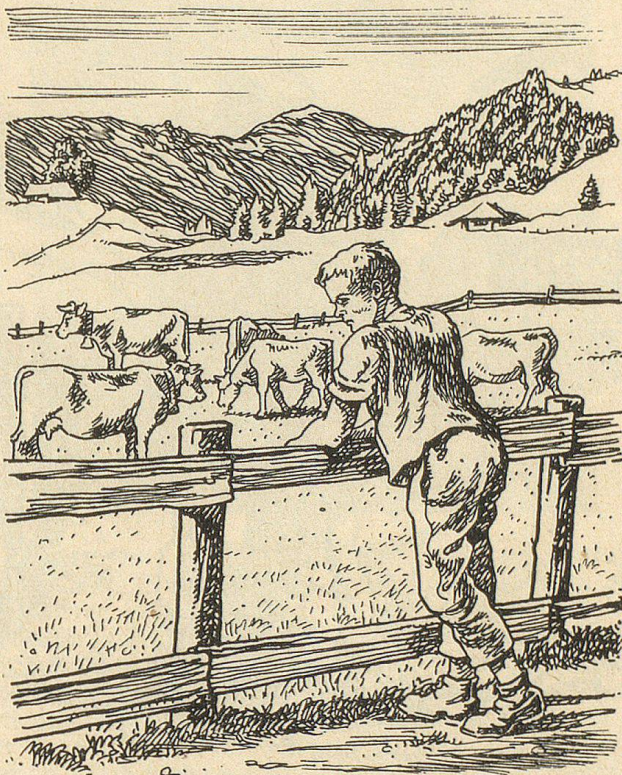
\*

So vergehen zwei, drei Wochen. Und heute ist Sonntag, und vielleicht kann der Vater auf ein paar Urlaubstunden heimkommen. Beim Krämer unten hat wenigstens so etwas verlautet. Und jedes im Haus denkt vom frühen Morgen daran, auch wenn es nicht dergleichen tut. Das Eisebethli hat sogar seine Puppe gewaschen und ihr ein sauberes Schürzchen angezogen für den Fall, daß der Vater nach Hause käme. Und jetzt weiß man nicht,

wessen Pöpschen steifer und ordentlicher geflochten sind, ob die des lebendigen oder die des stoffverfertigten Eisebethli. — Schon unzählige Male ist die Kleine die Stufen von der Laube hinuntergeklettert und bis zur Ecke des Gartenzauns gebeinelt, von wo man die Halde überblickt bis hinauf zum Waldsaum. — Die Mutter will's nicht an der Rede haben, daß sie gerade so freudig gespannt ist wie ihre Jüngste. Sie hat zwar heimlich schon alles bereit, um dem Vater Spiegeleier zu machen; aber zum zehnjährigen Marieli sagt sie doch: „Es würde mich wundern, wenn er kommen könnte.“ Dessen ungeachtet hält es sie nicht mehr in der Stube still, sondern sie geht in die Küche hinaus, hantiert dies und das und fängt doch nichts Rechtes an. „Wo ist auch der Hans?“ meint sie auf einmal ganz unwirsch, der sollte mir doch noch Brennholz klein machen!“ Doch wie sie ihn rufen will, kommt ihr in den Sinn, daß er vielleicht schläft. Da will sie ihn nicht stören; der gute Burtsche hat es wahrhaftig nötig, am Sonntag ein bißchen nachzuholen. Wie tapfer hat er sich gehalten! Das soll ihr Mann gleich wissen, wenn er kommt.

Der Hans aber schläft nicht. O nein! Sollte er allein etwa die Heimkunft des Vaters verpassen? Er, der einzige Mann der Familie, auf dem die Verantwortung für Mutter und Geschwister, für Ruh und Acker liegt? Nein, da steht er am Zaun, und weil er spürt, daß seine Augenlider schwer werden und der Kopf auf die Arme zu sinken droht, nimmt er sein Messer hervor und beginnt seine Initialen in die oberste Latte des Zaunes zu schnitzen. Die erste Arbeit, die nicht Sinn und Zweck hat, seit er zu Hause ist; aber sie hält ihn wach.

Ob er am Ende doch ein wenig genickt hat? Wie er wieder ganz zu sich kommt, entdeckt er, daß das Messer





seiner Hand entglitten ist, und ganz erstaunt reißt er die Augen auf. Hat nicht das Eisebethli soeben laut aufgeschrien? Ist ihm am Ende etwas zugestoßen? Aber nein, da wirbelt ja das kleine Geschöpf an ihm vorbei, daß die Zöpfe nur so fliegen. Und es stößt lauter kurze Freudenlaute aus, die fast tönen wie das Bellen eines jungen Hundes. Hansens Augen folgen dem Schwesterlein, und er entdeckt dort an der Halde einen Soldaten, der sich in raschem Tempo vorwärts bewegt und immer deutlicher die Richtung auf ihr Haus zu einschlägt. Unter Hunderten hätte er ihn am Schritt erkannt. Es ist der Vater! Sein Herz beginnt zu klopfen, aber seine Beine sind wie Blei. Er fühlt sich unfähig, dem Heimkehrenden auch nur einen Schritt entgegenzugehen. Er beneidet das Eisebethli, das dem Atti entgegenhüpft, seine Puppe wie zum Gruß vor sich herschwenkend. Er aber kann nicht; die Befangenheit steigt in ihm auf, die ihn allemal in des Vaters Gegenwart befällt.

Jetzt treffen der Vater und das Eisebethli zusammen. Er beugt sich zu der Kleinen nieder, die auf einmal ganz verlegen stillsteht und den Finger in den Mund steckt. Der Vater ist so schön, aber auch so fremd in dieser Uniform. Er streicht ihr mit der Hand über das glatte Haar: „Salü!“ sagt er. „Salü, Atti! Hast du Hunger?“ gibt sie zurück. „Die Mutter macht dir Spiegeleier.“

Sie strahlt vor Freude, ihm diese Botschaft bringen zu können. „So, so! Ja, dann wollen wir miteinander ins Haus gehen.“ Und er nimmt Eisebethli bei der Hand, das, glühend vor Stolz, mit dem Soldaten Schritt zu halten versucht. Sie gehen aufs Läubli zu, am Garten vorbei. Der Vater sieht nicht nach der Hofstatt, nicht einmal nach den Kühen um. Er wird also auch nicht seines Sohnes gewahr, der immer noch wie angewurzelt am Zaun lehnt und dem Atti mit heimlich verlangenden Augen nachsieht.

Eisebethlis Freudenrufe haben auch die Mutter, das Marieli und den Jakobli vor die Küchentüre gelockt. Der Vater grüßt die Kinder mit einem freundlichen Kopfnicken; dann schaut er zur Mutter auf. Ihre Mundwinkel heben, und die Augen sind ein wenig verschleiert; aber sie sagt nur: „Grüßdi! Bist du da? Hab dich so halb und halb erwartet.“ Er drückt ihr die Hand: „Ja, bis heute abend kann ich hier sein.“

Die Türe schließt sich hinter den Eltern. – Und draußen am Zaun steht immer noch Hans und bohrt mit seinen Augen fast ein Loch in die Hauswand. Dann läßt er sich vor Müdigkeit und Enttäuschung ins Gras niedergleiten. Er nimmt sich vor dazubleiben, bis der Vater wieder fort ist, und müßte er darob auch Mittagessen und z'Wieri versäumen. Trosten – trosten will er. Welche Wohlthat ist es, daß der Mensch trosten kann! Aber eh' er sich versieht, ist er eingeschlafen.

Wie lange mag er so gelegen haben? Er erwacht daran, daß ihn jemand bei seinem Namen ruft. Er kennt die Stimme, doch klingt sie sanfter als sonst, fast wie Musik. „Hans! Hans! So wach doch auf, Bub! Ich bin da, der Vater!“ – Er reißt sich die Augen, schaut verwirrt dem Vater ins Gesicht, der neben ihm im Gras kniet. Fast will ihn ein Erschrecken fassen. – Was will der Atti von ihm? Was wird er aussetzen haben? – Da sieht er etwas in des Vaters Gesicht, was er noch nie darin erblickt, nie darin geahnt hat: des Vaters Augen glänzen feucht, und um seine Lippen zuckt es. „Hans, du Braver!“ preßt er hervor. „Komm herein und is, und nachher leg dich aufs Ruhbett und schlaf ein paar Stunden. Das wird dir gut tun.“ – „Und du, Vater?“ fragen Hansens Augen ungläubig. Der Vater versteht aber die unausgesprochene Frage und lächelt. „Ich

leg mich halt auf den Ofen. Bin jetzt an ein hartes Lager gewöhnt. – Aber du hast dich wacker gehalten, daß ich's nur sage. Die Mutter hat mir alles erzählt, und übrigens habe ich schon so etwas läuten hören beim Hageggänni oben. Wenn du so weitermachst, so wirst auch ein Schweizer, der seiner Heimat am rechten Ort dient.“

Und nun geschieht etwas, was hier oben im Wolfsgraben nicht alltäglich ist: der Vater zieht den Buben an sich und drückt ihm ein Müntschli auf sein Haar; es ist nur eine scheue, fast linkische Berührung, aber es liegt darin so viel stumme Abbitte, so viel warmaufquellende Liebe, daß es Hans ganz heiß aufsteigt vor Glück. Und wie er nun neben dem sich wieder straffaufrichtenden Soldaten dem Haus zuschreitet, sind all seine übrigen Wünsche ins Nichts versunken; denn was bedeuten Fahrräder und Radioapparate verglichen mit eines Vaters Anerkennung und Liebe!

